

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 80 (2000)
Heft: 3

Artikel: "Ich möchte der Schweiz keinen solchen Politiker wünschen, wie ich einer wäre, das wäre eine Katastrophe." : Literatur und Politik bei Peter Bichsel : zum 65 Geburtstag des Autors am 24. März
Autor: Hess, Roman
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-166258>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«ICH MÖCHTE DER SCHWEIZ KEINEN SOLCHEN POLITIKER WÜNSCHEN, WIE ICH EINER WÄRE, DAS WÄRE EINE KATASTROPHE.»¹

Literatur und Politik bei Peter Bichsel. Zum 65. Geburtstag des Autors am 24. März.

Sich in der Schweiz als Schriftsteller politisch zu engagieren, ist eine dornige Angelegenheit. Als die Schweiz sich als Gastland an der Frankfurter Buchmesse 1998 präsentierte, forderten gutmeinende Politiker von den im Vorfeld schon arg gebeutelten Autorinnen und Autoren gesellschaftliches und politisches Engagement. Noch vor dieser Buchmesse wurde allerdings *Adolf Muschg* anlässlich seines Essays «O mein Heimatland» von der heimischen Literaturkritik gebeten, doch wieder zu seinem Leisten zurückzukehren. Im Wahlherbst 1999, als sich einige Schriftstellerinnen und Schriftsteller mit einem Manifest für eine offene Schweiz und gegen einen drohenden Rechtsrutsch zu Wort meldeten, wurden sie prompt von den Medien zurückgepfiffen: Es sei zu billig, sich bloss mit einer Unterschrift einer Parteikampagne anzuschliessen, wenn doch tiefeschürfende Analysen zur Lage der Nation gefordert seien. Und man pries ihre österreichischen Kolleginnen und Kollegen als mustergültige Soldaten intellektuellen Engagements; deren mit noch so spitzer Feder geschriebene Essays hatten allerdings einen Rechtsrutsch in ihrem Lande auch nicht verhindern können.

Solche Heiss- und Kaltpackungen haben Tradition und Methode. Und wenige dürften die Wirkungen dieser seltsamen Kur deutlicher am eigenen Leibe verspürt haben als *Peter Bichsel*, dessen erste Prosa einen durchschlagenden Erfolg bei der Literaturkritik und beim lesenden Publikum verzeichnet hatte, aber nichts von der Leidenschaft ahnen liess, mit der er später sich in politische Auseinandersetzungen einmischte. Indessen hat *Peter Bichsel* die Mühen des politischen Alltags als ein redlicher Demokrat von der Pike auf gelernt. Schon lange bevor er die literarische Bühne betrat, hatte der Schulmeister in seiner Gemeinde Zuchwil einer Kommission angehört, die den Zustand jugendlicher Gebisse zum öffentlichen Anliegen machte. Seine Karriere setzte sich fort in der Volksbibliothekskommission, der Fürsorgekommission, schliesslich der Planungskommission seiner Heimatgemeinde: Wahrlich keine Posten für Schönredner. Niemand braucht da einem weltfremden Intellektuellen das Räderwerk der Demokratie zu er-

klären, *Peter Bichsel* hat es zur Genüge kennengelernt und sich die Legitimation zur Einmischung, wenn es denn einer bedürfte, auch als Fachmann für die sozusagen technische Seite der Demokratie erworben.

Der grosse Sprung für den Politiker *Peter Bichsel* kam, als der Solothurner Regierungsrat *Willi Ritschard*, ein Mann mit Arbeiterhänden, in den Bundesrat gewählt wurde. Der Schriftsteller sollte zum Berater eines der Mächtigen im Lande werden – und die Ohnmacht derer spüren, die ihre Visionen und Utopien in den amtlichen Kompromissfindungsmühlen zu Staub zerrieben sehen. Nach sieben Jahren schrieb ein zorniger *Peter Bichsel* im Nachrichtenmagazin «*Der Spiegel*» vom «Ende der Schweizer Unschuld»². Der Artikel zog eine Art Staatsaffäre mit schriftlichen Anfragen im Parlament nach sich und brachte dem Schriftsteller die Ehre ein, als wohl einziger seiner Zunft eines Leitartikels im Wirtschaftsteil der «*Neuen Zürcher Zeitung*» gewürdigt zu werden; das Lob allerdings hielt sich in engen Grenzen³.

Ende einer Karriere

Bichsel hatte in diesem Artikel behauptet, dass ein «(...) Staat – nicht nur dieser, aber dieser auch – auf Bestechlichkeit angewiesen» sei. «Politiker sind gewöhnt, sich gegenseitig zu erpressen. Ohne Bestechlichkeit ist der Kompromiss unmöglich.» Unsere ehrenwerten Parlamentarier und Exekutivmitglieder sahen sich mit diesem Vokabular in die Gesellschaft der Mafia gestellt – und schossen so scharf zurück, als ob sie dieser tatsächlich angehört hätten. Damit war *Peter Bichsels* politische Karriere in den vorderen Rängen beendet – wohl weder zu seinem politischen noch zu seinem literarischen Schaden. War sein Zorn vielleicht weniger von politischem Eifer diktiert als von der langsam aufdämmernden Einsicht, dass er sich auf dem falschen Parkett bewegte? Jedenfalls hat er in einem späteren Aufsatz⁴ an *Gottfried Keller* die Gefahr der Verharmlosung durch Vereinnahmung diagnostiziert, «eine Vereinnahmung allerdings, an der Keller durch seinen Eintritt in den politischen Karrierebewerb durchaus beteiligt war». Als Staatsschreiber amtierte *Bichsel* zwar gerade nicht, aber er war

doch vom Protokollschreiber⁵ zum Bundesrats-Berater aufgestiegen, mithin «am politischen Karrierewettbewerb durchaus beteiligt». Also war Bichsel gerade noch rechtzeitig abgesprungen, und wie Keller vergass er seine Erfahrungen in der Politik nicht einfach, sondern zog aus ihnen neuen Anlass zur literarischen Produktion.

Im Unterschied zu Keller wurde Peter Bichsel die Politik nach seinem Abschied aus ihr nicht zum Stoff; er setzte sich nicht hin, um in einem «Martin Salander» mit seiner Zeit abzurechnen. Aber er scheint aus dieser Erfahrung eine verschärfte Einsicht in die Unterschiedlichkeit von literarischer und politischer Praxis gewonnen zu haben. Worin würde dieser Unterschied bestehen? In den Frankfurter Poetikvorlesungen trennt Bichsel die Literatur, die «Geschichten» erzähle, von der Historie, welche «die Geschichte» schreiben wolle. Nicht die Realität, sondern die Realitäten beschreibe die Literatur, und wo es mehrere Realitäten gebe, spreche man von Möglichkeiten: Die Frage «Was wäre wenn?» ist die «Frage, die die Geschichten auslöst». ⁶ Dass er hier mit «Historie» auch die Politik meint, geht aus dem Gespräch mit Frank A. Meyer hervor: «Die Geschichte, die der Historiker schreibt, ist eine grauenhafte Behauptung. Es ist nämlich die Behauptung, dass es nur eine Geschichte gibt, die man nicht in die Mehrzahl setzen kann. (...) Hie und da habe ich Angst vor Politikern, weil sie mit ihrem Drang zur Geschichte den Leuten die Geschichten klauen. Ich hatte das Gefühl bei der Startbahn West in Frankfurt, die besetzt war von Hunderten, Tausenden von Leuten, die sich wehren gegen diese Startbahn. Im Grunde ge-



Peter Bichsel

zen, sagen, wir hätten viel lieber Geschichten, und wenn ihr uns den Wald klaut, klaut ihr uns diese Geschichten.»⁷

Einwenden könnte man, auch die Politik habe es mit Möglichkeiten zu tun. Es sei jedoch nicht ihre Aufgabe, diese zu kultivieren, sondern aus ihnen auszulesen, aus ihnen Tatsachen zu gestalten. Ein Politiker könnte das Misstrauen des Schriftstellers gegen den Zwang zur Entscheidung verstehen; verzichten auf den Entscheid kann er nicht. Der Politiker verliert tatsächlich immer wieder seine Unschuld, sein Erfolg ist immer auch Schuld. Sein Ressentiment gegenüber dem Intellektuellen nährt sich wohl

ebenso sehr aus der Ungeduld über dessen Entscheidungshemmung wie aus dem schlechten Gewissen gegenüber seiner Reinheit.

Verteidigung der Mehrdeutigkeit

So müsste denn die Dichtung aus einem vernünftig geführten Staate verbannt werden, wie Platon postuliert, weil sie nur Schattenbilder statt Wirklichkeit oder gar Wahrheit biete und sich nur an die niederen Vermögen der Seele richte, die da sind Mitleid, Furcht, Vergnügen? Es wäre zweifellos töricht, von Frischs «Stiller» Aufschluss über die vernünftige Einrichtung des Justizwesens, von Otto F. Walters «Wie wird Beton zu Gras» politisch einsetzbare Argumente für oder gegen Atomkraftwerke zu erwarten. Gerade gegen eine solch naive Dienstleistungsästhetik wehrt sich Bichsel, gegen die Meinung, Literatur habe sich als nützlich zu erweisen, indem sie den politisch Handelnden Argumente zuliefere. Literatur ist die Verteidigung der Mehrdeutigkeit, und deshalb ein Dorn im Auge jedes Politikers, der von Sitzung zu Sitzung hetzt. Keine Zeit für Phantastereien, ruft er einem noch im Vorbeieilen zu, den Blick schon wieder auf die Akten werfend. Hätte er nur die Zeit, möchte man ihm wünschen, sich zwischen zwei Sitzungen verunsichern zu lassen von Sätzen, die ihm den Boden, auf dem er mit beiden Füßen zu stehen meinte, schwankend erscheinen lassen; vielleicht könnte so mancher Entscheid besser reifen.

Dass Literatur und Politik zwei unterschiedliche Felder sind, mit je eigenen Regeln: Wer wüsste das besser als Bichsel. Ihm jedenfalls ist klar, dass die Politik dem Gesetz des Entscheidenmüssens gehorcht. Und eben darum hat er die Unfähigkeit der Schweiz, in Schicksalsfragen nicht mehr entscheiden zu kön-

Ein Politiker könnte das Misstrauen des Schriftstellers gegen den Zwang zur Entscheidung verstehen; verzichten auf den Entscheid kann er nicht.

nommen ist da der Kampf zwischen Geschichte und Geschichten passiert. Der Politiker sagt, es geht um Geschichte, es geht um Fortschritt, wir brauchen das, wir müssen exportieren, also brauchen wir diese Startbahn, und so weiter, und die, die im Hüttendorf am Wald sit-

nen, beklagt. Er hat dem Mythos von der siebenhundertjährigen Unabhängigkeit der Schweiz entgegengehalten, dass die alte Eidgenossenschaft sich nur unter dem Diktat von aussen erneuern konnte, dass ihr die Neutralität vom Wiener Kongress aufgepfropft wurde. Mit üblen Folgen, wie sich in der Europa-Debatte zeige: *«Das Nichtentscheiden ist zu unserem Prinzip geworden; ein Prinzip, das erfolgreich war, und ein Prinzip auch, das mehr war als Faulheit. Zu den vielen Besonderheiten unseres Staates gehört auch die fast unglaubliche Besonderheit, dass wir ein Staat ohne Regierung sind. Unsere Bundesräte waren nie regierend, sie sind und waren nur die Repräsentanten einer recht gut funktionierenden Verwaltung. Wir sind nicht ein regierter Staat, wir sind ein verwalteter Staat.»*⁸ Hier fordert Bichsel also keineswegs eine melancholische Entscheidungsunlust des Staates – der er an anderer Stelle⁹ durchaus auch gute Seiten abgewinnen kann –, sondern er fordert Führung, offene Diskussion und Entscheidung. Aber da ist diese bittere, in ihrer Pointe treffende, im Sachgehalt aber doch auch ungerechte Provokation: *«Unsere Politiker beschäftigen sich nicht mehr mit Politik, nur noch mit Landesverteidigung.»*¹⁰

Absichtslos

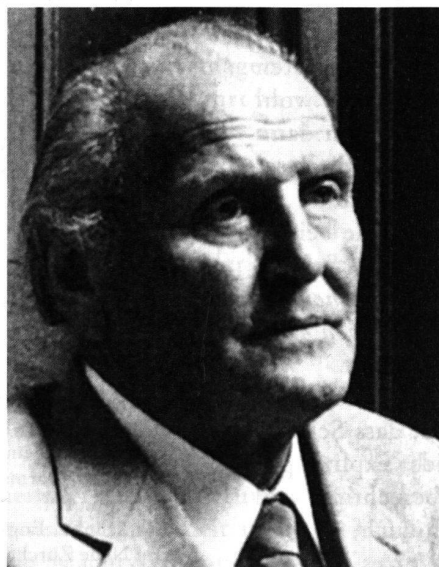
Es sind solche Sätze von *Peter Bichsel*, die – ohne als Literatur gelten zu wollen – mitten ins Herz der politischen Diskussion treffen. Aber weshalb sollten es immer diese brauchbaren, verwendbaren, zitierbaren Sätze sein, die einem Politiker nahe gehen? Warum nicht jene rätselhaften, traurigen aus den Geschichten, warum nicht überhaupt die Geschichten? Wie da etwas vor unseren Augen entsteht wie eine Zeichnung beim Telefonieren, absichtslos, aus dem Nichts auftauchend, ein, zwei Striche, und wo zwei Striche sind, ist bald ein dritter da, und das ist schon eine Figur, und wo eine Figur ist, kommt bald eine zweite hinzu, das ist schon eine Geschichte. Als Wenigschreiber hat sich *Bichsel* bekannt, und tatsächlich müssen sich seine Leser gedulden, bis er ihnen ein nächstes Buch schenkt. Aber dann ist da wieder diese unvergleichliche Zauberei, diese Taschenspielererei, die Geschichten wie farbige Papierschlangen, versteckte Karten oder gurrende Tauben aus dem Rockärmel des Erzählers hervorholt, so dass man mit offenem Mund und weitaufgesperrten Augen dasitzt. Es gibt kaum kargere Figuren in der Er-

zählliteratur, und doch sind *Bichsels* Geschichten immer wieder neu, auch wenn er sie ein zweites Mal erzählt. Sein letztjähriges Buch, *«Cherubin Hammer und Cherubin Hammer»*, ist in seinem Kern schon siebzehn Jahre früher in den Poetik-Vorlesungen von 1982 enthalten: *«Einer geht jahrelang jeden Tag, bei jedem Wetter auf einen Berg, nach Feierabend, drei Stunden Marsch, und trägt jedesmal einen grossen Stein mit sich. Nach vielen Jahren hat er eine riesige Pyramide gebaut. Er äussert sich nicht dazu und möchte nicht darauf angesprochen werden.»*¹¹ Im fast zwanzigjährigen Schweigen seiner Figur hat *Bichsel* darauf gewartet, dass sie zu sprechen beginnt. Nach und nach mag sich in dieser verschwiegenen Zone Material angesammelt haben, bis es sich in eine Geschichte verwandelt – ein Verfahren, das der Autor offensichtlich seiner Figur abgesehen hat.

In diesen Tagen erscheint: Peter Bichsel,
Alles von mir gelernt, Kolumnen 1995–1999,
Suhrkamp, Frankfurt/Main 2000.
In Olten umsteigen. Über Peter Bichsel,
hrsg. von Herbert Hoven,
suhrkamp taschenbuch, Frankfurt/Main 2000.

In den Poetik-Vorlesungen hat sich *Bichsel* der Frage gestellt, ob die Literatur so harmlos scheinende Geschichten erzählen dürfe, wenn es gleichzeitig gelte, die Schrecken der Atombombe abzuwenden, die Arbeitslosigkeit, den Hunger. Die Frage sei falsch gestellt: Geschichtenerzählen befasse sich *«mit etwas anderem als die humane Wissenschaft, als Politologie, Soziologie und Psychologie, mit etwas grundsätzlich anderem auch als die Literaturhistorik. Geschichtenerzählen befasst sich mit einer Selbstverständlichkeit: dass es Zeit gibt und dass wir unser Leben als Zeit erleben. Geschichtenerzählen ist Umgehen mit der Zeit, und dass wir unser Leben als Zeit erleben, hat damit zu tun, dass unser Leben endlich ist und auch damit, dass das Leben unserer Freunde endlich ist. (...) Was bleibt, ist die Traurigkeit über die Endlichkeit.»*¹²

Bichsels Figuren stehen im Kreuzungspunkt dieser beiden Grunderfahrungen, dass die Möglichkeiten einer Biographie prinzipiell unendlich, ihre Realität aber endlich ist. Deshalb steht der Zeit der erzählten Figuren, dem epischen



Willi Ritschard (1918–1983,
Bundesrat 1973–1983).

Imperfekt, die Zeit des Erzählers entgegen, der sie im Präsens konstruiert. Und immer wieder, wenn eine Geschichte in die seligen Gefilde der Vergangenheit abzudriften droht, holt sie der Erzähler wieder in die raue Gegenwart zurück. Einer Figur eine Vergangenheit anzudichten, heisst sie verraten. Deshalb ist Habertruber ein Liebhaber des Halbwissens: «*Im Halbwissen, so viel hatte er gelernt, ist alles Frage.*» Und sein darauf folgendes Bekenntnis ist einer der schönsten Sätze, die Peter Bichsel je geschrieben hat: «*Es gibt nur eine Frage*», sagte Habertruber, «*in ihr haben wir zu leben, und die Frage ist immer sanft.*»¹³

Barmherzige Unentschiedenheit

Die sanfte Frage, das Unentschiedenbleiben zwischen den prinzipiell unendlichen Möglichkeiten, ist Peter Bichsels literarische Existenz. Dass sie mit den Existenzbedingungen unseres Alltags – und gar des politischen Lebens – nichts zu tun hat, weiss er selber. Auf die Frage Frank A. Meyers, ob jede seiner literarischen Figuren auch eine andere Geschichte haben könnte, antwortet Bichsel: «*Ich könnte nie einen Roman schreiben, weil ich mich dann entscheiden müsste, ob er stirbt oder ob ich ihn umbringen soll. In meinen Geschichten kann ich ihn beschreiben und dann auch so sein lassen. Mich interessiert Schreiben genau aus dem Grund, weil ich dabei das tun kann, was ich im Leben sonst nicht kann, unentschieden werden. Im Leben muss man sich eben doch entscheiden, ob man einen Kaffee oder einen Kakao trinken will und so weiter, also schon früh am Morgen fangen die Entscheidungen an. Und wenn ich politisch denke, denke ich nicht anders. Ich möchte der Schweiz keinen solchen Politiker wünschen, wie ich einer wäre, das wäre eine Katastrophe.*»¹⁴

Also wären Politik und Literatur doch zwei getrennte Sphären, und die Politiker sollten die Dichter von der Leitung des vernünftigen Staates fernhalten, um die Katastrophe zu verhindern? Die meisten würden dies noch so gerne tun, und sie sind wohl dankbar für Bichsels Selbstanzeige. Sie können dann wieder bei festlichen Gelegenheiten oder in finsterner Zeit nach den Dichtern rufen, man habe auch sie nötig. Dabei mögen sich die Freunde wie die Feinde an die Grundregel erinnern, die ihnen Karl Schmid ins Stammbuch geschrieben hat: «*Dem modernen politischen Engagement kommt man mit Emotionen nicht bei; man kann es weder verbieten noch befehlen.*»¹⁵ Wer die Literatur ernst nimmt, der fordert sie nicht auf, ihr Feld zu verlassen. Das heisst nicht, dass Schriftstellerinnen und Schriftsteller sich nicht explizit politisch äussern sollen. Sie sind dazu berechtigt, weil sie Staatsbürger sind wie alle anderen auch, und sie sind dazu qualifiziert, weil sie des Wortes mächtig sind. Mehr noch, auch wenn es pathetisch tönt: Kultur und Politik zielen beide auf die Sache des Men-

schen. Die eine sorgt für die bestmögliche Einrichtung in der endlichen Welt unter den Bedingungen des Hier und Jetzt, die andere mahnt die nie Wirklichkeit gewordene Idee des Menschseins an. Wer daran festhält, dass es der Menschheit um die Realisierung ihrer eigenen Idee geht, der wird nicht darauf verzichten können, dass Kultur und Politik miteinander im Gespräch bleiben. Das heisst aber nicht, dass sich die Intellektuellen als Politiker gebärden, die Politiker zu Literaten mutieren sollen. Beides wäre eine Katastrophe, mit Bichsel zu reden.

In seiner Antrittsrede als Stadtschreiber von Bergen-Enkheim hat Peter Bichsel seine Skepsis gegen das offiziöse Amt nicht verschwiegen: «*Ein Dichter ist ein Mann, den man am Hofe brauchen kann – brauchen für nichts, oder vielleicht dafür, dass man einen Leidenden am Hofe hat.*»¹⁶ Ja, am Hofe braucht es Leidende, und man kann der Schweiz nur solche Schriftsteller wie Peter Bichsel wünschen – damit die Katastrophe nicht eintritt. ♦

ROMAN HESS, geboren 1950, studierte Germanistik, Philosophie und Psychologie an der Universität Zürich. Literaturkritik (NZZ, TA, Weltwoche, Radio DRS), Mitarbeit an Ausstellungen. Seit 1980 Leiter der Abteilung Literatur und Musik des Präsidialdepartementes der Stadt Zürich.

¹ Peter Bichsel in einem Fernseh-Gespräch mit dem Journalisten Frank A. Meyer vom 12. September 1982, in: Frank A. Meyer, Vis-à-vis. Gespräche mit Zeitgenossen, Ammann Verlag, Zürich 1987, S. 50.

² Der Spiegel, 5. Januar 1981.

³ Ld., Ritschard im Jammertal der Bundesfinanzen, Oder: Das Ende der Unschuld des Peter Bichsel, NZZ, 10./11. Januar 1981, S. 17.

⁴ Bemerkungen zu einer Literatur, die Schweizer Literatur genannt wird, in: Peter Bichsel, Die Totaldemokraten, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1998, S. 54 ff.

⁵ Siehe dazu «Der Aktuar», in: Geschichten zur falschen Zeit, Luchterhand, Darmstadt 1979, S. 17 ff.

⁶ Der Leser. Das Erzählen. Frankfurter Poetik-Vorlesungen, Luchterhand, Darmstadt 1982, S. 20.

⁷ op.cit., S. 46 f.

⁸ Der heissgeliebte Ärger, in: Die Totaldemokraten, op.cit., S. 76.

⁹ Gespräch mit Frank A. Meyer, op.cit., S. 46: «So konservativ bin ich, dass ich mich darüber freue, in einem Land zu leben, in dem man sieben Jahre arbeiten kann, ohne dass sich etwas ändert. (...) Kaiseraugst ist doch eine Schlawinerei, eine demokratische Schlawinerei, und mit der kommt man durch. In Deutschland wollen sie es sofort wissen, heute, kommt Brockdorf oder nicht? Und bei uns will es ja gar niemand so recht wissen, ob Kaiseraugst nun kommt, und vielleicht kommt irgendwann nachts einer und nimmt es still weg, und niemand redet mehr davon.» Es könnte sein, dass der liberalisierte Strommarkt diesen Wunsch nur zu bald erfüllt.

¹⁰ Tells klobige Hände, in: Die Totaldemokraten, S. 89.

¹¹ Poetik-Vorlesungen, S. 76.

¹² ebda., S. 10 f.

¹³ Eine Erklärung an den Lehrling von Prey, in: Der Busant, Luchterhand, Darmstadt 1985, S. 125.

¹⁴ op.cit., S. 49 f.

¹⁵ Karl Schmid, Engagement und Opposition, in: Werke, Bd. V, Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 1998, S. 255.

¹⁶ Rede in Bergen-Enkheim (1981), in: Peter Bichsel. Texte, Daten, Bilder, hg. von Herbert Hoven, Luchterhand, Darmstadt 1991, S. 84.